



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Zwei Seelen : ein Lebensbild : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Abends gab es frische Wurst, Eier, Schinken, Kartoffelsalat, Butter und Käse. Dazu ein Glas Bier, und das gab eine überaus fröhliche, unsern jungen Herzen wohlthuende Geselligkeit. Die Sterne standen schon am Nachthimmel, als wir uns mit herzlichem Danke empfahlen. Dann ging es mit fröhlichem Gesang und lustiger Plauderei heimwärts durch die schöne Sommernacht.

Dann kam noch der große Tag der feierlichen Entlassung der Abiturienten. Zum letztenmal saßen wir — diesmal im Frack und weißer Binde — auf der Schulbank vor unserm Direktor. Er hielt uns eine wenn auch nicht gerade bewegliche, so doch warme und den humanistischen Idealen entsprechende Abschiedsrede. Dann las er unsre Reisezeugnisse vor und händigte sie uns aus. Die Schulzeit war vorüber. Ein großer Abschluß war erreicht. Ich war ein freier Mann geworden und sollte nun aus den engen Schranken der Schule, des Vaterhauses und der Vaterstadt hinaussegeln in die Freiheit des Lebens. Ich fürchtete mich nicht davor; aber ich war mir vollkommen klar darüber, daß ich weder die sittliche Reife des Charakters noch die intellektuelle des Verstandes besaß, die mir das Reisezeugnis zuschrieb. Es hieß darin: „Seine Sittenreinheit und die ansprechende Gefälligkeit seines äußern Benehmens gewannen ihm ebensowohl bei Mitschülern und Vorgesetzten wie in allen sonstigen Verhältnissen Wohlwollen und Liebe.“ Ich kam mir durchaus nicht sittenrein vor, und obwohl ich vielfach verhätschelt war, empfand ich das mehr als einen Charaktermangel, als als Vorzug. Auch die sonstigen Lobsprüche, die mein Zeugnis enthielt, erschienen mir übertrieben und der Wirklichkeit nicht entsprechend.

Das hinderte mich aber nicht an dem vollen Genuße der bis dahin in diesem Maße noch nie empfundenen persönlichen Freiheit. So unfertig und unabgeschlossen ich mich fühlte, ich hatte, wie man sich in Quedlinburg ausdrückte, die Tasche voll großer Rosinen. Frei von den Fesseln der Schule und den engen Schranken des väterlichen Hauses wollte ich mir draußen schon alles erringen, was ich brauchte, um ein tüchtiger, selbständiger und glücklicher Mann zu werden. Ach, wie wenig wußte ich von der Wirklichkeit des Lebens! Das Zeugnis der Reise hatte man mir gegeben. In Wahrheit war ich nichts als ein unreifer Knabe voll törichter Illusionen.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

In einem sonnigen Abend ging es zu Ende. Der Tag war heiß und schwül gewesen, und am westlichen Himmel standen Gewitterwolken. Der Meister hatte nichts mehr zu sich nehmen wollen und ließ sich auch von dem Lenerl selbst, dem er sonst gehorsam war, nicht mehr bewegen, die Tropfen, die sie ihm zurecht gemacht hatte, zu trinken. Im Zimmer war kein Laut zu hören, die Uhr hatte man angehalten, den Kindern war gesagt worden, daß sie sich ganz still verhalten müßten, was sie aber auch ohnehin getan hätten, und sogar das Wägelchen, das sonst in seinem Käfig frei umher zu springen pflegte, saß in der Schwüle mit dem Kopf in den Federn, ohne sich zu rühren, auf seinem Stänglein. Die Meisterin hielt die Hände vor ihr Gesicht und weinte leise dahinter, nur die dunkle Gestalt am Kopfende stand unbeweglich und ungerührt in dem stillen Sammer um sich her. Jetzt kam der Pfarrer, und ich verließ das Zimmer. Draußen zog über die Berge noch ein freundlicher Sonnenschein, in der Ferne aber schien das Wetter ausge-

brochen zu sein, es war zuweilen ein dumpfes Grollen zu hören. Als ich einmal dicht an das Haus heran kam, beteten sie darin, ich konnte die Stimmen deutlich unterscheiden, die laute und feierliche Stimme der Kräuterfrau, den Ton der Meisterin, worin man Tränen zu hören meinte, und die hellen Kinderstimmen. Das alles klang durcheinander, schwoll an, versank dann wieder wie in eine Tiefe und erhob sich wieder wie ein Glockenläuten, das der Wind aus einer Ferne über den Wald treibt. Endlich waren sie fertig, und nun trat auch ich wieder in das Sterbezimmer. Der Meister, über dessen Antlitz jetzt ein friedlicher Ausdruck lag, redete gerade mit seinem Weibe und hielt ihre Hand in der seinigen. Wie er mich herein kommen sah, winkte er mich mit den Augen heran, und seine Lippen murmelten etwas, was ich nicht verstehen konnte. Da ich aber nicht im Zweifel war, was er mir sagen wollte, so antwortete ich ihm, er möge sich keine Sorgen machen, ich würde die Seintgen nicht verlassen, sondern ihnen meine Dienste, solange sie danach verlangten, widmen. Er nickte und gab mir die Hand.

Endlich war der Kampf zu Ende, der Kranke streckte sich friedlich aus, seufzte noch einmal, und dann zog seine Seele in die andre Welt hinüber. Wir standen erschüttert und zugleich wie von einer schweren Last befreit vor dem Geheimnis des Todes und sahen bewegt auf das still gewordne Antlitz, worüber sich, als der Schatten am Kopfende des Bettes seinen Platz verließ, ein sanfter Schimmer des fernen Abendrots ergoß. Die Kinder wurden nun hinausgeschickt, der Knabe und die beiden ältesten Mädchen faßten sich an der Hand und verließen zusammen das Zimmer; ich nahm mir das kleinste, das Mariannele, ein freundliches und rosiges Blondköpfchen, das von allen am zutraulichsten gegen mich war, und trug es auf dem Arm in die Wiesen hinaus. Bald darauf brach die Dämmerung herein; das Gewitter war in der Ferne vorübergegangen, und die Luft ging kühl und erfrischend zwischen den Bergen. Zwischen den Wolken wurde ein schöner Stern sichtbar, der mit der wachsenden Dunkelheit an Glanz und Feuer zunahm. Den zeigte ich dem Kinde, und ich sagte ihm, sein Vater sei nun in eine Welt gegangen, wo diese Sterne zuhause wären und ihre Heimat hätten, ja er sei selbst ein Stern in dieser Welt geworden und blicke jetzt ganz glücklich und erfreut auf uns nieder. Und was mir sonst einfiel, erzählte ich dem Kinde, das, obwohl es von Tod und Sterben noch keine deutliche Vorstellung haben konnte, doch mit den andern herzbrechend geweint hatte und nun auch, obgleich es, was ich ihm zum Troste sagte, ebensowenig verstand, dennoch davon getröstet und aufgeheitert wurde.

So wandelten wir eine Weile im Abenddunkel hin und her, freuten uns über einige rosige Wölkchen, sahen dann dem Monde zu, wie er hinter den Bergen emporkletterte, zuerst nur mit Augen durch die Tannenwipfel sah, dann aber mit der ganzen Gestalt hervorkam und hinter den Sternen herlief, und schritten endlich wieder dem Hause zu, das jetzt hell erleuchtet war. Da das Venerl noch nicht gegangen war, so blieben wir noch draußen und setzten uns einstweilen auf eine Bank, die unter dem Zimmer, worin der Tote lag, an der Wand angebracht war. Das Kind war von der Erregung und vom Weinen müde geworden, lehnte sein Köpfchen an meinen Arm und schlief sanft ein. Um mich her war die tiefe Ruhe des Abends. Da das Fenster offen stand, um die Seele des Entschlafnen herauszulassen, damit sie ihren Weg durch die Sterne in die Ewigkeit finden könne, so konnte ich hören, wie die Frauen drinnen hantierten und geschäftig hin und her gingen, und ich verstand auch, was sie zusammen sprachen. Sie redeten von ganz gewöhnlichen und gleichgültigen Dingen, was mich zuerst wunderte, es mochte der Meisterin aber wohl nach der gewaltigen Spannung, in der sie während der letzten Tage und Stunden gewesen war, eine Wohlthat sein, sich wieder einmal auf eine ruhige Art zu unterhalten und ihre Gedanken auf Verhältnisse zu richten, bei denen ihr Gefühl unbeteiligt war. Ich hörte schon nicht mehr zu, als das Gespräch plötzlich eine Wendung nahm, die mich veranlaßte, wieder aufzuhorchen und mit wachsender Unruhe und Sorge zu lauschen.

Das fremde Weib fragte die Meisterin, was sie sich nun vorgenommen hätte. Sie würde sich doch wohl schon einen Plan für die Zukunft zurechtgelegt haben. Darauf antwortete die Frau, sie wisse es noch nicht, sie sei ja noch nicht zur Besinnung gekommen. Vorläufig meine sie jedoch, werde alles wie bisher bleiben, und später wäre genug Zeit, sich die Sache zu bedenken.

Das Venerl schwieg darauf und hob dann an, sie wolle ihr einmal einen Rat geben. Das Sprichwort laute, was nütze eine Stube ohne Ofen, und das Sprichwort habe durchaus Recht. Wenn sie klug sei, so lege sie sich den Gesellen, der ein ordentlicher und arbeitsamer Mensch zu sein scheine, möglichst bald an eine feste Kette, sodaß er nicht wieder fremd machen könne. Bei den vier Kindern, die sie habe, dürfe sie keine Ansprüche machen. Der Geselle sei zwar ein zarter Bursche und scheine in keiner festen Haut zu stecken, aber ein Mann sei ein Mann, und wäre er auch nur eine Hand lang.

Die Meisterin antwortete darauf, ihr Mann hätte ihr denselben Rat gegeben, und man könne ja abwarten, wie sich die Sache entwickle. Die Kinder hätten mich lieb, und das Mariannelle sei mir vollends zärtlich zugetan, einen leibhaftigen Vater könne es nicht lieber haben. Aber ihr selber ginge ein solcher Plan wider das Herz. Ihr Mann sei doch eben erst gestorben, und sie hätten immer gut zusammen gelebt, da könne sie doch nicht schon jetzt, wo er kaum die Augen zugegan habe, an eine neue Liebe denken.

Wer denn von Liebe spräche, versetzte das Kräuterweib; es handle sich doch nur um eine Versorgung, und da müsse man früh aufstehn, wenn man zurecht kommen wolle, und man müsse heuen, wenn das Wetter danach sei. Sie werde ihr sagen, wie sie es anzufangen habe, mich an die Kette zu bekommen, und wenn es nötig sei, werde es ihr auch nicht darauf ankommen, ihr mit einem Tränklein zur Hand zu gehn. Das einzige, was im Wege sei, wäre, daß ich einen andern Glauben hätte, den müsse man mir jedoch austreiben, und sie würde den Pfarrer einmal lebendig machen und ihn mir auf den Hals schicken. Schlimm sei es, daß man dem erst einen Stoß zu geben habe, und daß er nicht von selber hurtig wäre.

Als das Gespräch soweit gekommen war, räusperte ich mich und stand geräuschvoll auf. Sogleich wurde es still über mir. Der Kopf des Kräuterweibes zeigte sich im Fenster und verschwand blitzschnell wieder, worauf es bald darauf aus dem Hause fuhr und mit großen Schritten den Berg hinauflief. Ich setzte mich noch einmal nieder und überlegte bei mir, wie ich mich jetzt, nachdem ich erfahren hatte, mit welchen Plänen man über meine Person umging, verhalten müsse. Sorgenvoll hatte ich gelauscht, aber aus der Sorge war Angst geworden, und die Angst in Wut und Empörung übergegangen und endlich in eine tiefe Traurigkeit zerfloßen. So war also auch hier meine letzte Ruhe und das letzte stille Glück, das ich gefunden hatte, bedroht! Zwar daß mir der Pfarrer Angelegenheiten bereiten werde, besorgte ich nicht, da ich ihn als einen freundlichen und edeln Mann hatte kennen lernen, aber ich befürchtete, daß die Unbefangtheit meines Verkehrs in diesem Hause für immer gestört sei, und daß ich nun doch gezwungen werden könnte, aus dieser schönen und stillen Welt wieder auszuziehn und mein Leben weiter zu tragen. Und was dann? Als ich nur daran dachte, ich müsse noch einmal von neuem anfangen, wurde es mir zum Sterben müde ums Herz. Ach, warum lag ich nicht da drinnen, und warum brannte das Totenlicht nicht zu meinen Häupten!

Unter dem ruhigen Himmel legte sich meine Erregung aber allmählich wieder, und als ich dann bedachte, daß die Meisterin wohl in einer noch größern Verwirrung als ich sein werde, regte sich das Mitleid mit dem verlassenem Weibe in mir, das sich doch nur durch die Sorge um ihre Kinder und überdies zurechtgewiesen von ihrem eignen Manne zu der törichten Aussprache hatte verleiten lassen. Dennoch beschloß ich, mit ihr rücksichtslos und ohne alle Barmherzigkeit zu reden, um das Gift, das das Kräuterweib für uns beide gekocht hatte, so schnell

wie möglich und bis auf den letzten Tropfen auszuschütten. Das Mariannele schlief noch immer, so nahm ich es auf und trug es sachte ins Haus hinein, behielt es auch, während ich mit der Meisterin sprach, in meinem Arm.

Als ich aber der Frau in dem einsamen Zimmer, neben dem das Totenlicht still brannte, gegenüberstand und ihr bedrücktes und gedemüthigtes Gesicht vor mir hatte, das blutrot und mit dem Ausdruck eines Kindes, das gescholten zu werden erwartet, an mir vorbeisah, vergingen mir plötzlich die Worte, die ich draußen zurechtgelegt hatte, und ich geriet in ein Zittern und in eine Schwäche, als wankte der Boden unter meinen Füßen. Die Müdigkeit, die schon vorher über mich gekommen war, kehrte wieder, und mir wurde dunkel vor den Augen. Was sträubst du dich denn, klang es in mir, die Hand anzunehmen, die man dir anbieten will? Was willst du mehr? Hier hast du ein warmes Haus, und Frieden und Menschen, die dich lieben werden. Tauch hier unter und vergiß, was hinter dir liegt, vergiß auch, was du sonst im Herzen trägst.

Es war ein Glück, daß ich das Kind in meinen Armen hielt, und daß es mich mit seiner Schwere zwang, meine Kraft zusammenzunehmen und mich aufzuraffen. Es war aber nur ein Augenblick des Schreckens, nur ein Augenblick, wo ich von einer Welle heißen Blutes, die über mich wegging, mit fortgerissen wurde, da erhob sich aus dem Dunkel meiner Seele zum erstenmal in erschreckender Deutlichkeit die Gestalt, die zwischen mir und jeglichem Glück, auch dem ärmsten und niedrigsten stand, und alles Blut stockte mir in den Adern. Und dann blickte mich hell wie der Mond, der durch das offene Fenster hereinschien, ein Antlitz an, dessen Bild ich tief, ach schon allzu tief in meiner Seele trug. Ja du schwebst über mir, unerreichbar wie dieses wandelnde Licht da droben. Dich kann ich nicht erlangen, und anderes will ich nicht. Außerhalb des Pfades, wo glückliche Menschen wandeln, geht mein Weg. Ich kann nur von ferne stehn, mehr ist mir nicht geblieben, mehr will ich nicht.

Meisterin, sagte ich, ich muß Euch sagen, ich bin kein Hund, den man an die Kette legen kann, ich denke nicht an Heiraten, weder jetzt noch später, ich bin dafür nicht geschaffen. Und auch Ihr werdet wohl nicht daran denken, am wenigsten jetzt, wo Euer Mann noch nicht aus dem Hause getragen ist. Soll ich bei Euch bleiben, dann darf von einer solchen Angelegenheit nicht wieder zwischen uns die Rede sein. Ihr müßt dem Weibe, das Euch zu solchem Geschwäg verlockt hat, sagen, daß es zwischen uns bleibe, jetzt und immer, wie es gewesen sei: Ihr seid die Meisterin, und ich bin der Geselle. Und Ihr müßt ihm sagen, leicht könne es geschehn, daß nicht sie mir, sondern daß ich ihr den Pfarrer zusenden würde, denn das mit dem Tränklein habe ich auch vernommen. Wenn es Euch so recht ist, dann bleibts bei dem, was ich dem Meister noch zuletzt in die Hand versprochen habe, und ich werde Euch mit allen meinen Kräften, und so gut ich es immer vermag, zur Seite stehn. Wollt Ihr es anders, so müßt Ihr Euch nach einem andern Gesellen umsehen.

Die Frau hatte mit abgewandtem Antlitz am Tisch gegessen, nun erhob sie sich und schaute mich frei und offen an. Es ist schon recht, Reinhold. Hast du das Gespräch gehört, so weißt du, wie wir darauf gekommen sind, und ich sage dir jetzt, daß es mir längst leid geworden ist. Ich habe meinen Mann lieb gehabt und habe ihn noch immer lieb, werde mich auch nicht wieder verändern. Und wenn du einer Witwe mit ihren Kindern so treulich über den Berg hinüberhelfen willst, so danke ich dir. Ich danke dir vielmals, und ich werde auch alles tun, was du verlangt hast.

Darauf nahm sie mir das Kind aus den Armen, und nachdem sie es vorläufig auf seinem Bettchen niedergelegt hatte, sahen wir uns auch nach den andern Kindern um, die über dem, was im Hause geschehen war, ganz vergessen worden waren. Sie hatten sich in den Stall begeben, wo wir sie eng aneinander geschmiegt in tiefem Schläfe und noch mit den Spuren von Tränen, die sie in ihrer Verlassenheit geweint hatten, vorfanden.

Während die Frau ihre Kinder zur Ruhe brachte und sich dann wieder zur stillen Totenwacht begab, ging ich in mein Zimmer hinauf. Die Luft wehte mir kühl und frisch entgegen, und ob auch das Blut noch immer aufgeregter durch meine Adern floß, so war mirs doch freier als seit lange ums Herz, und wie durch die Natur, so wehte es rein und stark durch meine Seele.

29

Bald darauf wurde auch der Professor auf dem Weidhof erwartet. Am Tage vor seiner Ankunft wurde das ganze Haus, obwohl es ohnehin von Sauberkeit glänzte, unter Wasser gesetzt, gecheuert und nachher auf Treppen und Fluren mit festlich weißem Sande bestreut. Am Abend saßen wir dann im Schatten der Bäume und wanden aus duftendem Tannengrün eine fröhliche Guirlande. Es war ein vergnügliches Winden und Binden, und der scheidende Tag schaute dabei aus einem prächtigen Abendgold auf uns nieder; sogar die Veronika, auf deren Stirn doch die Schatten immer dunkler wurden, erwachte darüber aus ihren schweren Träumen und beteiligte sich daran mit ungewöhnlichem Eifer. Nachher trugen wir in einem langen Zuge, bei dem der Veronika Töchterchen, die kleine Stasi, mit ihrem ernstesten und würdevollen Gesichtchen den Beschluß machte, das schwere Gewinde die Treppe hinauf und brachten es über der Tür des Zimmers an, worin der Professor seit vielen Jahren seine Sommerferien zu verleben pflegte. Nun durfte ich mir auch die Herrlichkeiten ansehen, mit denen es ausgeschmückt war, das blütenweiße Linnen, den mächtigen Strauß aus Tannenzweigen und Farn auf der altertümlichen Kommode, das zierliche Feldblumensträußchen auf dem Arbeitstisch und die Bergißmeinnichtblüten über dem Bilde der verstorbenen Frau des Professors. Die Fenster waren weit geöffnet, und man sah also ungehindert in die großartige Landschaft hinaus, auf dunkle Bergwände und nach der andern Seite hin zwischen den Ahornbäumen durch in eine blaue Ferne, aus der sich ein purpurn leuchtender Gipfel heraus hob. Ich trat an das Bücherbrett heran und betrachtete mir die mit goldnen Titeln bedruckten und schön gebundenen Bände, die hier immer zurückblieben, damit sie der Professor, wenn er kam, sogleich vorfände. Eins von ihnen nahm ich heraus und schlug es auf. Maria sah die Sehnsucht danach in meinen Augen und sagte: Jetzt, so lange der Herr Professor hier ist, dürfen wir es nicht weggeben, aber nachher. Dieses ist wohl das schönste von allen, der ganze Wald ist darin.

Es war ein Buch von Adalbert Stifter, später eine meiner letzten Freuden und eine Welt, in die hineinzuschauen ich ebensowenig müde wurde wie in die wirklichen Berge und Wälder um mich her.

Die Mutter warf noch einen letzten prüfenden Blick auf alles im Zimmer, und nun konnte der Professor kommen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn der Postillon zu seiner Ankunft auf seinem Hörnchen geblasen hätte, aber der Gast kam ohne alles Geräusch und zu Fuß und war schon angelangt, als ich noch immer unruhig, wie sich mein Verkehr mit den Leuten vom Weidhof gestalten werde, wenn der vornehme Gast dort eingekehrt wäre, von meinem Fenster aus nach der Straße hinüberschaute. Als ich ihm jedoch gegenüberstand, war alle Unruhe vorüber, und ich war über sein Kommen so glücklich wie alle übrigen, vielleicht am glücklichsten. Der Professor war von zartem Wuchs, seine Gestalt schon gebeugt und unscheinbar. Langes weißes Haar umwallte den feingeformten Kopf, worin die Augen, seinen Jahren zum Trotz, hell und lebhaft leuchteten. Das schönste an dem schönen Greisenhaupte war aber die Sonntagruhe, die über seinen Zügen lag, und das milde Licht, das über seiner ganzen Erscheinung schwebte. Er war vormals, ehe er Studenten zu lehren hatte, Geistlicher auf einem Dorfe gewesen und wußte deshalb mit dem einfachsten Menschen umzugehen. Er war heiter und hatte ein sehr sonniges Gemüt, erzählte gern einen Scherz und lachte fröhlich mit, wenn ein anderer etwas Lustiges vorbrachte, ohne dadurch an Würde und Haltung zu ver-

lieren. Nun verstand ich, daß sie ihn alle liebten; ich liebte ihn gleichfalls und beklagte es, daß mir früher kein solcher Mann auf meinem Lebenswege begegnet war. Auch der Pfarrer kam häufig zu dem Weidhose herauf, gleichfalls eine vornehme und bedeutende Erscheinung, und die beiden Herren ergingen sich nun zuweilen in religiösen Erörterungen. Obwohl sie verschiedenen Kirchen angehörten, und jeder von ihnen zu der seinigen stand, verstanden sie sich doch und verkehrten auf eine vertraute Weise miteinander. Sie hatten wohl beide die Treppe gefunden, die von jeder der beiden Kirchen nach dem ihnen gemeinsamen Turm hinaufführt; dort in der Höhe trafen sie zusammen und schauten einträchtig in die Gotteswelt hinaus.

An einem solchen Abend erzählte der Pfarrer auch von dem Kräuterlenerl, sie bereite ihm mit ihrem verworrenen und lichtscheuen Wesen jetzt manchen Verdruß. Er habe jedoch einmal viel von ihr gehalten und Gutes von ihr erwartet. Vor Jahren, als eine schlimme Seuche in der Gegend gewüthet habe, da sei sie unter den Kranken wie ein Engel der Barmherzigkeit herumgegangen und habe sie treu und hingebend gepflegt. Wenn die Leute auch sagten, sie hätte diesen barmherzigen Eifer nur aus Ehrgeiz entfaltet, nämlich um es in der Ewigkeit einmal zu großer Herrlichkeit zu bringen und also, was eine Lieblingsvorstellung von ihr sei, mit einem Krönlein auf dem Haupte und einer Garbe im Arm am gläsernen Meer zu sitzen und zu singen, so könne er ihr dennoch ihre damals bewiesne Tapferkeit und Bravheit nicht vergessen und sehe ihr also in manchem durch die Finger. Doch stimme er allerdings den Leuten zu, wenn sie sagten, was das Lenerl loche und was es rede, das müsse man beides immer erst, ehe man davon koste, vorsichtig untersuchen.

Dies sagte er mit einem auf mich gerichteten Lächeln, woraus ich schloß, daß das Lenerl trotz der Warnung, die ich ihm hatte zukommen lassen, den Versuch gemacht hatte, den Pfarrer gegen mich in den Harnisch zu bringen, und daß ihr dieser Versuch mißglückt war. Beim Weggehn gab der Pfarrer auch mir die Hand und sagte: Es hat mich gefreut, von Ihnen Gutes zu hören. Witwen und Waisen zum Troste handeln und sich vor der Welt unbesleckt erhalten, das ist gewiß ein Werk, an dem Gott im Himmel und die Menschen auf Erden ihr Wohlgefallen haben.

Er sah mich dabei ernst und mit einem forschenden Blick an, als wolle er seine Augen in den innersten Grund meiner Seele tauchen und die Wasser, die da verborgen rannen, auf ihre Lauterkeit prüfen, und er sprach die Worte, vor allem die, die sich auf das Reinhalten von Befleckung bezogen, in einer so eigentümlich nachdrücklichen Weise, daß ich plötzlich erkannte, auch über das, was in der einsamen Totennacht zwischen mir und der Meisterin vorgefallen war, sei er unterrichtet. Da sich dieser Vorgang nur zwischen drei Personen, von denen die dritte ein schlafendes Kind gewesen war, abgespielt hatte, so mußte also die Meisterin gebeichtet und mich, weil sie ja nicht wissen konnte, wie armselig es in Wirklichkeit um meine Festigkeit bestellt gewesen war, in einem heroischen Lichte gezeigt haben. Das Blut stieg mir ins Gesicht, und beschämt über das so wenig verdiente Lob, das mir im Kreise der besten Menschen und vor der, die mir am höchsten stand, zu teil geworden war, wandte ich mich zur Seite. Da aber fiel mein Blick auf Maria, deren Gestalt an dem Stamme des Baumes, worunter wir standen, lehnte, und nun strahlte mir plötzlich eine so helle Freude entgegen, und in den dunkeln Augensternen, die mich mit einem stillen Lächeln ansahen, schimmerte so warme Theilnahme und ein so zärtliches Licht, daß ich mich vollends verloren fühlte, und es fehlte nicht viel, so hätte ich mich wunderbar benommen.

Es war kein Zweifel mehr, daß ich Maria liebte, und daß mir in dieser Liebe eine neue und schmerzliche Prüfung auferlegt worden war.

Konnte ich denn nochmals lieben? Hatte ich denn das arme Martchen vergessen, und liebte ich sie denn nicht mehr? Ich liebte sie immer noch. Wenn ich

an sie dachte, zog ein heller Schein durch meine Seele. Das Licht, das von ihr ausging, hatte nichts von seinem Glanz verloren, es war nicht matter geworden, sondern leuchtete aus der tiefen Nacht meines Lebens als der goldenste und lieblichste Stern, in dessen Schein ich je gewandelt war. Sie war das einzige Wesen, an das ich nie mit einem selbstsüchtigen Gedanken gedacht hatte, und wäre nichts zwischen uns getreten, so würden wir gewiß glücklich geworden sein. Ein stiller sanftes Glück würden wir gefunden haben, ein Glück ohne Herzklopfen und Leidenschaften und ohne Gefahren, ein Leben voll Geborgenheit und Frieden. Das war nun verloren, wehmütig sah ich zu der Stelle auf, wo ihr Stern einst gestanden und geleuchtet hatte. Er leuchtete noch immer und leuchtete so freundlich und mild wie je, aber er war nun auf die Stelle zurückgekehrt, wo er vormalig gestanden hatte, und von wo er niemals hätte weichen sollen. Sie war wieder das gute treue Schwesternherz geworden, das ich immer geliebt hatte, und das ich lieben werde, solange noch mein Herz schlägt. Ein Stern, aber keine Sonne! An Laurette dachte ich zurück, beschämt, daß ich an sie denken mußte. Wie war es, als ich sie zuerst erblickt hatte, über mich gekommen und hatte mein ganzes Wesen aufgewühlt, jeder Faser in Wallung gebracht und alles, was in mir brennen konnte, in Flammen gesetzt — auch keine Sonne, sondern ein glühendes unheimliches Nordlicht in gefährlicher Mitternachtstunde, zu dem man geblendet und wie verzaubert hinauffahrt und sich nachher bis in das tiefste Herz hinein erkaltet und erfroren abwendet.

Und nun schien die Sonne. Als ich an diesem Abend von Maria ging, schwamm es mir vor den Augen, und eine Welle heißen Lebens nach der andern stürzte über meine Seele hin. Ich preßte die Hand gegen das klopfende Herz, gegen die Schläfen, in denen das Fieber hämmerte, legte sie über meine Augen und sah dennoch, als stünde sie im hellsten Lichte vor mir, ihre Gestalt, ihr Antlitz und ihre dunkeln Augen, in denen es verheißungsvoll gegläntzt hatte, als rissen plötzlich Nebel auseinander, und eine lachende, sonnige, seltsame Welt, in der man alles vergessen könnte, und in deren Schimmer jeder Schatten schwinden müßte, täte sich vor mir auf. Schuft, der du bist, schrie ich mich an. Wo willst du hinaus? Hast du nicht schon genug verdorben? Willst du noch mehr Elend anrichten? Das ist kein trügerischer Mitternachtschein, das ist nicht trunkne Leidenschaft, sondern Liebe, reine, warme, heilige Liebe. Nimm deinen Stab und wandre. Wandre, so weit dich deine Füße tragen. Es müssen viele Berge und Hügel zwischen ihr und dir liegen. Wandre, so schnell du kannst, noch ist es Zeit für dich und sie.

So kam ich nach Hause. Die Meisterin saß noch bei ihrem einsamen Licht unter ihren schlafenden Kindern und arbeitete. Sie sah mich erschrocken an und fragte: Was ist dir begegnet? Du bist ganz verstört.

Es ist mir nichts begegnet, antwortete ich, mich zusammennehmend. Ich bin schnell gegangen.

Werde mir nur nicht krank, Reinhold. Du darfst nicht so in der Nacht herumlaufen, das bist du nicht gewohnt. Du glühst ja wie im Fieber.

Ich werde nicht krank, Meisterin. Und sollte ich es dennoch werden, so setz mich nur vor die Thür, dann seid Ihr die Last los.

Sie sah betrübt vor sich hin. Wie kannst du nur so reden? Ich möchte wissen, was wir dir getan haben. Gefällt es dir nicht mehr unter uns? Es ist doch immer recht gut ergangen, und wir sind ja froh, daß wir dich haben, ich meine immer, das Glück sei mit dir bei uns eingezogen.

Ich und das Glück! Da seid Ihr in einem Irrtum. Ich und das Glück, wir sind einander noch nicht begegnet.

Die Wunde war aufgebrochen, und bitter und schmerzlich floß es mir durchs Herz. Wie ich jedoch in das überraschte und bestürzte Gesicht der Frau sah, bereute ich meine Worte, und ich kam wieder zu mir: Verzeiht, Meisterin! Ihr

habt ganz Recht, ich darf nicht mehr in der Nacht umhergehn, es bekommt mir nicht. Ich werde künftig zuhause bleiben. Macht Euch nur keine Sorge um mich, es geht vorüber, und morgen bin ich wieder wie der Fisch im Wasser. Und nun will ich schlafen.

Sie nickte freundlich: Tu das, Reinhold. Wir werden uns freuen, wenn du einmal Abends bei uns bleibst. Das Mariammele sagt schon immer: Warum der Reinhold immer zu andern Menschen geht! Sie hat dich lieb, das kleine gute Herz.

Der Schlaf kam jedoch nicht auf meine Lider, lange lag ich mit wachen Augen. Das Wasser rauschte durch die Nacht, und der Mond zog durch unruhige Wolken; bald lag die Welt vor mir in Finsternis, bald schimmerte sie und funkelte im Licht.

Ich darf es nicht mehr wachsen lassen, ich muß es herausreißen, ich muß es verbergen vor mir und ihr. Ein Mensch, der soviel Dual in sich verbergen kann, wird doch auch eine Liebe verbergen können. Ich will ja nichts, ich will sie nur von ferne sehen, nur dann und wann ihre Stimme hören, in ihr Antlitz schauen, nur in ihrer Nähe weilen, mich an ihrem Glück freuen und mein Glück darin suchen, daß sie glücklich ist, und daß sie glücklich bleibt. Nun fing ich an, mir jede Stunde, die ich mit ihr zusammen gewesen war, ins Gedächtnis zurückzurufen, von der ersten Begegnung an bis zu dieser Abendstunde, wo das Licht aus einem zarten Morgenschein schon zu einer heißen Sonne geworden war. Und dann sprach es wieder in mir: Wandre, wandre, so weit dich deine Füße tragen!

Die Sache ist sehr einfach, sagte ich endlich; ich werde mich zurückhalten und nicht mehr nach dem Weidhof hinaufgehn. Unter diesem verständigen Entschluß schlief ich endlich ein und wachte erst wieder auf, als der schönste Morgensonnenschein über den Bergen lag, und von der Kirche das Glöcklein durch die goldne Frühe läutete. Den ganzen Tag arbeitete ich fleißig und mit frischer Kraft, und am Abend zog ich mit den Kindern durch die Wiesen nach dem Walde hinauf, wo wir uns auf einer freien Höhe niedersetzten und zusammen das stille Abendrot betrachteten, das in fernen Wolken glühte. Als dann die ersten Lichter im Dorf angezündet wurden, gingen wir nach Hause und saßen noch ein Stündchen um die Lampe.

Es war ein schöner Abend, sagte ich, als ich auf mein Zimmer ging; aber als ich nun wieder mit mir allein war, war es mir, als ob trotz des vielen Sonnenscheins an diesem Tage die Sonne nicht geschienen hätte.

Auch am folgenden Tage ging ich nicht zu dem Weidhof hinauf; dann überschlug ich gleich mehrere Tage und endlich eine ganze Woche. Zuerst hatte ich Sorge, man könne eine Veränderung an mir wahrnehmen und nach der Ursache meines Fernbleibens fragen. Als das jedoch nicht geschah, Maria mir vielmehr immer in derselben Weise, gut und freundlich, ohne Befangenheit und scheinbar ohne alle Erregung entgegentrat, fing ich an zu glauben, das Kunststück, den Uhrzeiger, der schon die Mittagstunde angegeben hatte, unvermerkt zurückzudrehen und das ruhige und klare Verhältnis der ersten Tage wiederherzustellen, sei wirklich gelungen.

Langsam wurde es Herbst. Die schönen grünen Höhen trugen freilich kein welkes Laub, aber auf der Talsohle zeigten sich doch welke Blätter. Die Brombeerhecken färbten sich rot und gelb, die Nacht kam früh, und der Himmel war oft trüb und mit Wolken überzogen. Doch kehrte der Sommer, bevor er für immer Abschied nahm, noch einmal zurück und brachte heiße und schwüle Tage.

An einem solchen gewitterschwülen Sonntagnachmittag war ich auf dem Weidhose. Der Professor war mit einem Freunde ins Dorf gegangen, auch der Weidhofer war abwesend, und die Mutter im Hause beschäftigt. So saß ich mit den Schwestern allein unter den Bäumen, in einer Stille und einem Schweigen rings umher, das uns den Atem nahm. Veronika ließ den Kopf hängen, und

auch wir beide sprachen wenig und schauten vielmehr in die dunstige Ferne, wo sich das Wetter langsam entwickelte. Von allen Seiten strebten die blaugrauen Massen zusammen und türmten in beständigem Schieben und Aufeinanderdrängen über dem Gebirge ein noch höheres Gebirge auf, mit blendenden Zacken und finstern Spalten, das jetzt in einer fahlen Beleuchtung auf uns herabsah. Über dem Tale war es noch hell, doch regungslos und schon in der Gewalt der Gewitterschwüle stand um uns her jeder Baum, kein Blatt bewegte sich.

Die Schatten kamen immer näher, es wurde fast dunkel um uns her, auch flammte es aus diesen dunkeln Wolkengründen zuweilen auf, und man hörte in ihrem Innern ein dumpfes Dröhnen; noch immer aber in weiter Ferne und wie in einer andern Welt. Wir saßen nun ganz schweigsam, die Stille und das Schweigen wurde beängstigend. Ich stand auf und wollte nach Hause gehn; auch Maria erhob sich und sah mich an. Und plötzlich leuchtete mir aus ihren Augen wieder der Glanz entgegen, von dem ich schon einmal wie trunken geworden und von Sinnen gekommen war. Was mir diese Augen alles zu sagen hatten, und was sie alles klagten: Was ist zwischen mich und dich getreten, und was hält dich ferne von mir? Warum weicht dein Blick mir aus, und warum findest du keine Worte mehr, wenn du mit mir zusammenbist? Was quält dich und liegt dir so schwer auf dem Herzen? Hier bin ich, meine ganze Seele liegt offen vor der deinen, nimm mich hin, denn ich bin dein, ich liebe dich, und du liebst mich auch!

Der Blitz, der die Wolken zerriß, konnte nicht stärker blenden, als das Licht, das von diesen warmen, rätselhaft tiefen Augen ausging, und die Macht, die in dieser Stunde jedes Blatt, jeden Halm, Berg und Tal und alles, was Leben in sich hatte, unter ihrer Gewalt hielt, daß sich keins von ihnen regen durfte, konnte doch nicht mehr zwingen als die Macht dieser stillen Augen. Als kämen die Wolken zu mir herüber, legten sich schwer über meine Seele und lösten sich dann über ihr auf, so kam es über mich, überwältigend und berauschend, und brachte alles, woran ich die ganze Zeit über gebaut hatte, ins Treiben und Schwanken. Ich ergriff Marias Hand, die sich zitternd in die meine legte. Doch da, wo schon das Blut heiß durch alle Adern brauste, rührte noch zuletzt eine fremde kalte Hand die unsrige an. Veronika hatte sich aufgerichtet und war zwischen uns getreten. Verwundert sah sie von einem zum andern, ein stiller und wunderbarer Wächter, den uns die Vorsehung zu Hilfe gesandt hatte.

Ich riß mich los, lief von ihnen, in den Wald hinein und darin, als wären Häfcher hinter mir, immer vorwärts und in die Höhe. Ein Blitz, der die Wolkwand aufriß, brachte mich endlich zum Stehn und wieder zur Besinnung. Verwirrt sah ich mich um: Wo war ich? Wo wollte ich hin? Unter mir in einem schwefligen Schein lag das Tal, die weißen Häuschen schimmerten wie verloren in dem unheimlichen Lichte, und darüber erhoben sich majestätisch und in gewaltigem Ernste die starken, dunkeln Berge, um deren Wipfel die Wolken brandeten. Hier hatte ich vor wenig Monden auch gestanden, damals das Herz voll heißer Sehnsucht und neuer Hoffnung, und jetzt stand ich wieder an derselben Stelle und wieder vor einem Ende. Ach, gab es denn keinen Frieden für mich? War denn auf der Erde kein Platz mehr, auf dem mein Fuß rasten konnte?

Das Gewitter kam heran. Hüben und drüben und über mir waren schon alle Gipfel von düstern Wolken umlagert, jetzt fuhr der Sturm dazwischen und jagte sie über Felsenabstürze in die Tiefe. Der schwere Vorhang vor mir zerriß, eine Feuerflamme schlug hervor und hob das Tal noch einmal in taghellem Licht aus der Finsternis heraus, der Donner setzte grollend ein, der Berg erbehte, und dann war alles um mich her in Nacht begraben.

Von aller Welt abgeschnitten stand ich da oben, es war zu spät, sich vor dem Wetter zu flüchten, nur tiefer in den Wald konnte ich mich hineintasten und unter einer Föhre, an deren Wurzelwerk ich mich lehnte, alles über mich ergehen lassen.

Da saß ich nun, die Augen mir mit beiden Händen verhüllend. Und wieder und wieder fragte ich verzweiflungsvoll: Gibt es denn keinen Frieden? Führt denn kein Weg aus meinem Elend hinaus?

Von neuem flammte es auf, und noch einmal, von allen Seiten stürzten sich Feuerströme nieder. Das Licht war so grell und blendend, daß auch die Zweige vor mir in ihm vergingen. Nur eins stand noch in diesem geisterhaften Schein, hoch und gewaltig, ein schwerer ernster Schatten in dem Feuermeer, das Kreuz.

Entsetzt schaute ich zu ihm auf. Du düstres Bild, was hast du mir zu sagen? Du, das einzige, das ich noch sehe, was willst du mir verkünden?

Ich fuhr auf. Denn es war mir, als ob jemand zu mir redete. Eine Stimme aus weiter Ferne, eine Stimme, die aus meiner tiefsten Seele hervorklang: Gib den Kampf auf, ergib dich. Längst bist du müde. Nimm dein Kreuz auf dich und fühne dein Unrecht. So wirst du Frieden haben.

Als stünde wirklich jemand vor mir, wehrte ich mit den Händen ab. Nein nein, nur das nicht. Alles will ich tun, alles leiden, alles tragen, alles hingeben, nur dies eine fordere nicht von mir!

Ich reckte mich empor, und mir wurde feierlich ums Herz, als ich nun in die Finsternis hinaus sprach zu dem, den ich nicht sah, und von dessen Gerechtigkeit ich mich doch bedrängt wußte:

Noch liegt keine neue Schuld auf mir; die tiefen Wasser rinnen noch zwischen ihr und mir, und nur mit den Augen haben wir uns gegrüßt, nur die Hand uns darüber gegeben. Ich danke dir, daß du mir Hilfe gesandt hast, als ich mich vergessen wollte. Aber nun zwingt mich es allein. Das Träumen ist vorüber, ich werde stark sein. Und sollte ich dennoch schwach werden, höre es, du Erhabener und Unsichtbarer, der du mit deinen Blitzen drohst, dann werde ich, ich gelobe es dir, mich selber wie einen Hund an die Kette nehmen und mich in deine Hände liefern.

Der Sturm sauste durch die Tannen, die Bäume ächzten, Wasserfluten ergossen sich über mich, und ich sah nichts mehr als Nacht und Feuerfluten. Aber mitten in den Stürmen und in der Bewegung, in die die Natur hineingezogen wurde, überkam mich tiefe Ruhe und eine kraftvolle Zuversicht, und in dieser ganzen langen, schweren Nacht, während der ich im Kampfe der Elemente lag, ging die wiedergewonnene Ruhe nicht wieder von mir. Mir konnte ja nichts geschehn; den Tod fürchtete ich nicht, aber ich fürchtete auch das Leben nicht mehr.

Es wird eine Linie nach der andern in uns getilgt, und es werden andre Linien darüber hingezogen, bis unvermerkt das Alte gelöscht ist, und etwas Neues an seiner Stelle steht.

30

Die Nacht ging endlich vorüber. Das Flammenmeer ergoß sich über andre Berge und Täler, dann hörte auch der Sturm auf, und endlich brach ein bleicher Schein durch die Wolken. Ich raffte mich auf und suchte in dem spärlichen Lichte, das fast noch Dunkelheit war, Schritt für Schritt meinen Weg. Der Pfad war vielfach zerrissen, reißende Bäche schossen darüber hin, und da und dort hing ein niedergeworfener Baum kopfüber am Berge. An einer Stelle war der Pfad gänzlich versunken, in eine tiefe Schlucht hineingestürzt, die über Nacht entstanden mich daran erinnerte, daß mitten im Donner der Wolken einmal ein Dröhnen zu hören gewesen war, als fiele der Berg in sich zusammen. Ein Stück des Geländes mußte sich oben gelöst haben und alles mit sich fortreisend, die Bäume vor sich her entwurzelt und den Boden bis auf den Felsgrund aufwühlend, in die Tiefe gestürzt sein. Oder war vielleicht der zerklüftete Fels selbst, der sich einer altersschwachen Menschen-gestalt von riesenhaften Formen ähnlich von der Höhe nach dem Tale herunterneigte, in sich zusammengebrochen und hinabgestürzt? Die Leute sprachen zuweilen als von einer uralten Rede davon, daß er wohl dem Dorf noch einmal gefährlich werden würde.

Der Gedanke riß mich aus der Betäubung, in die ich mich, nur immer mit

mir selbst und damit, was ich bei dem nächsten Schritte zu tun hatte, beschäftigt, langsam durch die Dunkelheit arbeitete. Mit neuer Kraft drang ich in die Schlucht hinab, tastete mich durch das Durcheinander von Felsstücken und Baumsplintern und eilte dann, sobald ich mich wieder zu dem Pfade hinaufgefunden hatte, so schnell, als ich es nur vermochte, den Berg hinab.

Es wurde langsam heller. Der Regen ließ nach und hörte endlich ganz auf, aber dichter Nebel wogte mir vor den Augen und verhüllte das Thal. Zu meinen Füßen tobte der Bach so wild und lärmend, wie ich es noch nie gehört hatte. Ich sah nun nicht mehr auf den Weg, sondern sprang quer durch den Wald und strebte über das Geröll und die nassen schlüpfrigen Rasenflecke unmittelbar zum Thal hinab.

Plötzlich hielt ich an und horchte. Aus dem Nebel klang es heraus, sanft und lieblich: die Morgenglocke, die ihren Gruß emporsandte; und einige Schritte weiter war der Nebel zu Ende, und das Thal zeigte sich im ersten trüben Frühlicht. Dort lag der Weidhof unter seinen dunkeln Bäumen, und da erhob sich der schlanke, grüngemalte Kirchturm, und so Gehöst an Gehöst, alle unversehrt und geborgen auf den frischen Matten. Graue Nebel zogen wohl an den nahen Bergändern auf und nieder, in der Ferne jedoch war schon ein rotes Glimmen, und der Kranz der Berge erblühte in einem matten Morgenschein. Noch immer tönte die Glocke, die schon so oft zu mir herüber gerufen hatte, und von der mir jeder Ton, den sie aus sich hervorbringen konnte, bekannt war, aber so schön und feierlich wie nach dieser langen und bangen Nacht hatte ich sie noch nie läuten hören und mit solcher Andacht ihr noch einmal gelauscht.

Welche törichte Angst, dachte ich und zitterte dabei vor Frost. Die Luft wehte kalt und scharf, und jetzt, wo mich die bange Ahnung eines Unglücks verlassen hatte, machte sich auch die Erschütterung der Sturmnacht, in der ich unter einem unaufhörlich herabströmenden Regen gelegen hatte, geltend.

Im Dorf war schon alles lebendig; man war wohl überhaupt nicht zur Ruhe gekommen, und die Lichter waren erst mit dem Anbruch des Tags gelöscht worden. Die Brücke, die zu dem Schneiderhaus und andern Häusern und Höfen hinüber führte, war weggerissen, und eine Anzahl Männer war damit beschäftigt, der Flut zu wehren und die Ufer zu schützen. Sie riefen mir schon von weitem zu: Hier kannst du nicht hinüber, es gibt keine Brücke mehr! Und dann sich besinnend: Ja woher in des Himmels Namen kommt denn der? Neugierig kamen sie heran und fragten: Wie siehst du denn aus? Wo bist du gewesen?

Im Walde, brachte ich heraus.

Im Walde während dieser Nacht? Ja, was hast du denn im Walde gemacht?

Ich bin vom Wetter überrascht worden.

Schafft ein Brett her, Leute, rief nun einer. Wir müssen den hinüberbringen. Der ist krank.

Sie faßten mich an den Händen und halfen mir über die schwankende Bohle und über die Flut, die sich schäumend und brüllend durch ihr enges Felsenbett wälzte.

Auch der Meisterin mußte ich Rede stehn und mußte ihre Fragen beantworten. Und ich denke, du bist auf dem Weidhof geblieben, weil die Brücke zerrissen war, und nun bist du in diesem Wetter im Walde gewesen! Jetzt legst du dich sogleich nieder, und ich koche dir einen Tee.

Als sie damit zu mir herauf kam, zitterte ich wie im Fieber. Sie betrachtete mich erschrocken: Nun wirst du mir am Ende gar krank werden!

Ich war selbst ängstlich geworden und dachte mit Sorge daran, was aus mir werden könne. Meisterin, sagte ich nun, ich will Euch keine Umstände machen, aber wenn ich krank werden sollte, so laßt mich hier bleiben. Setzt mich nicht vor die Thür!

Wie werde ich dich wohl vor die Thür setzen! Johannes, wandte sie sich an ihren Knaben, der mit ihr gekommen war, du läufst nach dem Genert hinauf, es soll sogleich kommen, der Reinhold sei krank und rede irre.

Ich erklärte, daß ich nicht irre rede, und daß das Venerl überflüssig sei, aber der Knabe war schon unterwegs, und es war schließlich gut, daß er gegangen war, denn ich wurde wirklich krank und versank unter der großen Angst, ich könne mir in meinem kranken Zustande das Geheimnis, das ich so lange gehütet hatte, entreißen lassen, in eine tiefe und lange Dunkelheit, und diese Angst war vielleicht das letzte Licht, womit mein Verstand in die wirren Träume, von denen ich gequält wurde, hineinleuchtete. Noch einmal und immer wieder durchlebte ich die schreckliche Nacht. Ich stand auf einsamer Klippe, unter mir wurde hin und wieder, wenn ein Blitz die Wolken spaltete, zwischen jagenden Nebeln das Dorf sichtbar. Der Sturm brauste, da und dort brannte in dunkelglühender Flamme eine vom Blitz getroffene Föhre im Walde, und aus den Nebeln klang ängstlich die Glocke herauf. Man läutete in der letzten Not und betete zu Gott; auch ich betete und rief: Mußt du sie vor mir retten, so vernichte mich, aber schone der Unschuldigen. Aber trotz aller Bitten geriet der Berg in Bewegung und fiel und fiel. Dann wurde es still, die Glocke schwieg, alles war begraben. Verzweiflungsvoll wollte ich mich in die Tiefe, in der alles, was schön und gut war, verschüttet war, hinabstürzen, aber der Baum, an den ich mich geklammert hatte, hielt mich fest und drückte mich zu Boden.

So begann es immer wieder. Doch endlich wurde es heller um mich her, die roten Flammen erloschen, und an ihrer Stelle leuchtete die Sonne freundlich durch die Fenster. Das Klagen der Glocke wurde zu einem sanften Abendläuten und der Sturm zu lieblicher Stille.

Höre, du kannst einem aber zu schaffen machen, sagte das Venerl, aber jetzt sind wir über den Berg.

Ich genas nun schnell, blieb aber noch lange schwach, und eine große Weichheit, in der ich jedoch eine neue Kraft spürte, kam über mich, verließ mich auch nicht wieder. Ich konnte nun wieder an Begebenheiten denken, an denen ich sonst mit geschlossenen Augen vorübergegangen war; es stiegen alle guten Sterne, die mir geleuchtet hatten, aus ihrem Dunkel hervor und schienen wieder, und mit ihnen löste sich auch der liebe Gott aus den Nebeln, die ihn mir verschleiert hatten, und ich sah nun, daß ich schon lange und ohne es zu wissen in seinem Lichte gewandelt war. Nun tauchte auch die dunkle, noch ungerächte Schuld aus den verschlossenen Tiefen meiner Seele auf, ich gedachte ihrer mit Tränen und fragte mich, wie ich sie sühnen sollte. Ich will selbst nichts mehr sein. Armen Leuten das tägliche Brot verdienen, ihnen die letzte Kraft widmen, das ist wohl Reue, die vor Gott gilt. Das war damals meine Entscheidung.

(Schluß folgt)



Die zwölf Nächte

Weihnachtsgeschichte von Georg Stellanus

(Fortsetzung)



eihnachten hätte sich für die Wehlener nicht schöner anlassen können: Schnee, Schlittschuhbahn, ein Verwundeter, den man aufsuchen, und dessen Heldentaten man lobpreisend ins großartige aufbauschen konnte, elf Urlauber mit Einschluß der beiden Pontoniere und — sollte man es glauben — sogar ein Gespensterpaar, aber kein verliebtes, fleischernes, sondern eins, das sich nur in der Nähe des Kirchhofs sehen ließ, und bei dem an Röverkarl nicht zu denken war, denn der saß bei seinen Eltern, mit kalten Kompressen zuge deckt, im Lehnstuhl und konnte sich nicht rühren. Wenn man die Möglichkeit von Gespenstern einräumte — und wer hätte das zu